

6. „Hechtsommer“ von Jutta Richter und „Mama ist gegangen“ von Christoph Hein
In: „Die Lupe“ – 2006 / Heft 1-2 / Literaturtipp

Zum Thema „Tod“ möchte ich Ihnen zur Lektüre im Religionsunterricht die beiden genannten Jugendbücher empfehlen. Sie eignen sich für die Jahrgänge 5 bis 10; das Buch von Christoph Hein kommt auch schon für das 4. Schuljahr in Frage.

In beiden Büchern geht es um den frühen Tod einer Mutter, deren Kinder noch nicht erwachsen sind. Während Hein vom Tod der Mutter am Anfang der Geschichte erzählt und es dann vor allem um die Frage geht, wie der Ehemann bzw. der Vater und die Kinder mit dem Tod umgehen, schildert Jutta Richter den Sterbeprozess und wie die Familie und deren Freunde damit fertig zu werden suchen; Richters Buch endet mit dem Krebs-Tod der Mutter.

Jutta Richter: „Hechtsommer“; München, Wien 2004

Jutta Richter läßt Daniel, den älteren Sohn der sterbenskranken Mutter, und Anna, die Tochter ihrer Freundin Gisela in aller Entschiedenheit die Gottesfrage bzw. die Theodizee-Frage stellen. Daniel beantwortet sie auf seine Weise, indem er seine ganze Hoffnung auf den „Hechtgott“ setzt; er ist davon überzeugt, daß seine Mutter wieder gesund wird, wenn es ihm gelingt, den Hecht im Schloßgraben zu fangen. Er fängt zwar den Hecht, aber die Mutter stirbt. Die letzte Szene der Erzählung zeigt den schluchzenden Vater, der sich hingekniet hat und seine beiden Jungen im Arm hält.

Angst und Trauer sind in diesem Buch zwar allgegenwärtig, aber sind schlagen nicht in völlige Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit um, und das vor allem, weil da noch Anna und ihre Mutter sind. Deren Mann bzw. Vater hat die Familie verlassen, aber die Mutter und ihre Tochter – die Ich-Erzählerin der Geschichte – sind mit der Familie der beiden Jungen eng befreundet. Die drei Erwachsenen und die drei Kinder leben wie eine Großfamilie in zwei Häusern auf dem Gelände eines Wasserschlosses. Sie teilen alle Freuden, aber auch das Leid und die Trauer. „Einer für alle und alle für einen“ lautet ihre Devise.

Weitere Antworten gibt das Buch aber nicht, und es vermeidet jede billige Tröstung. Es eignet sich gerade deshalb für die Lektüre in den Jahrgängen, in den die Heranwachsenden den Kinderglauben ablegen und alles bis dahin Geglaubte in Frage stellen. Ihren Fragen dürfen die Erzieher nicht ausweichen, schon gar nicht die Religionslehrer. Leider geschieht und geschah es zu oft, daß die jungen Menschen mit ihren Fragen allein gelassen werden bzw. wurden, weil die Erwachsenen selbst unsicher sind oder meinen, auf alle Fragen fertige Antworten geben zu müssen, die dann oft doch nur Floskeln sind.

Solche Fragen läßt Jutta Richter die beiden älteren Kinder stellen:

„Glaubst du, daß da oben Gott wohnt?“, fragte Daniel.

„Ich weiß nicht, und du?“

„Ich hab gebetet, aber es hilft nicht. Mama wird nicht gesund!“

„Vielleicht hast du nicht genug gebetet!“

„Besser beten kann ich nicht!“

Ich wußte, daß Daniel recht hatte. Ich hatte ja auch gebetet, als mein Vater weggehen wollte.

„Lieber Gott“, hatte ich gebetet. „Lieber Gott, mach, daß Papa bei uns bleibt!“ Jeden Abend, immer wieder. ... Aber mein Vater war trotzdem gegangen.

Vielleicht war die Sache mit Gott nur eine Geschichte, die sie uns erzählt hatten, so eine Geschichte wie die vom Osterhasen oder vom Nikolaus. ...

Vielleicht war da oben nichts außer Kälte und Unendlichkeit, und vielleicht gab es hier unten wirklich nur uns und die Libellen und die Enten und die Eulen und die Fledermäuse.

„Ich glaub nicht mehr an Gott“, sagte Daniel. „Ich glaub nur an den Hecht. An den Hechtgott. Und daß ich es schaffen werde, ihn zu fangen. Ich ganz allein. Und wenn ich das geschafft hab, dann wird Mama wieder gesund.“

Ich sagte nichts. Ich konnte gar nichts sagen, denn der Gedanke, daß es keinen Gott gibt, machte mich stumm und einsam. Und daß Daniel genauso dachte, war noch viel schlimmer als mein eigener Zweifel. Aber vielleicht hatte er recht, vielleicht gab es ja nur den Hechtgott. (S. 54-56)

Offensichtlich sind die Kinder dabei, ein Gottesbild zertrümmern. Aber sie bilden sich ein neues, denn „an irgendetwas muß man doch glauben“, weil sonst „der Boden unter einem schwankt“.

Später kommen die Kinder auf ihr Gespräch zurück:

„Erinnerst du dich an den Grillabend?“, fragte er.

„Ja“, sagte ich.

„Weißt du noch, wie wir da über Gott geredet haben?“

„Warum?“

„Weil ich darüber nachgedacht habe.“

„Und?“

„Wenn es Gott nicht gibt, dann ist es ihm auch egal, ob wir an ihn glauben oder nicht. Dann kann er auch nicht sauer werden und uns bestrafen, wenn wir nicht an ihn glauben. Aber er kann uns auch nicht helfen, wenn es ihn nicht gibt.“

„Du meinst, dann wäre das Beten völlig umsonst?“

„Ja, ganz umsonst und es kann auch nicht helfen!“

Und plötzlich hatte ich das Gefühl, der Boden unter mir würde schwanken. Wenn das richtig war, was Daniel sagte, dann war alles, was ich bisher geglaubt hatte, falsch. Alles, was meine Mutter mir erzählt hatte, alles, was meine Großmutter mich glauben gemacht hatte, war falsch. Wenn das richtig war, was Daniel sagte, dann würde es keine Schutzengel mehr geben und keine Wunder. Natürlich hatte ich manchmal an Gott gezweifelt, aber ich hatte mich so verloren dabei gefühlt, daß ich versuchte, ganz schnell etwas anderes zu denken

So wie Daniels Gedanken waren meine Gedanken nie gewesen. Und ich wehrte mich, weil jetzt schon wieder etwas anderes wurde.

„Und was ist mit den Schutzengeln und den Wundern?“, fragte ich. „An irgendetwas muß man doch glauben! Sonst hält man das alles ja gar nicht aus!“

Daniel lachte kurz auf. Es war kein echtes Lachen, es klang wie ein Schluchzen.

„Wunder kannst vergessen, Schutzengel auch! Das ist doch alles Babykacke! Aber ich glaube an was: Ich glaub an den Hecht! Ich glaube, wenn ich ihn fange, wird meine Mama wieder gesund.“ (S. 90-92)

Man wird bezweifeln können, ob solche Gespräche tatsächlich von Heranwachsenden geführt werden, und wenn sie die oben zitierten Fragen (noch) haben, werden sie diese wohl kaum im Unterricht so direkt stellen. Aber die „Fremderfahrung“, die das Buch vermittelt, kann einen Gesprächsanlaß für den Unterricht bieten und damit neue Zugänge zur Rede von Gott und zum Gotteswort eröffnen. Der Lehrer muß dabei auf die Freiheit des Glaubens setzen und das Wagnis eingehen, daß die Schüler sich von angestammten (oft angelernten) Glaubenssätzen

und Glaubensvorstellungen verabschieden, ohne schon neue Glaubensgewißheiten gewonnen zu haben. Zur Reifung des Glaubens gehört auch dieser nach vorne offene Prozeß. Immerhin bieten die zitierten Stellen aus dem Buch eine Reihe von Ansätzen zum Weiterdenken – das gilt nicht zuletzt für die Suche nach einem „Ersatzgott“ oder neuen Gott, wie man sie im realen Leben beobachten kann, aber auch für die Erfahrung der Leere und Ungeborgenheit in einer „gottlosen“ Welt.

Das Buch von Jutta Richter, die u.a. auch katholische Theologie studiert hat, wurde 2005 mit dem Katholischen Kinder- und Jugendbuchpreis ausgezeichnet.

Christoph Hein: „Mama ist gegangen“, Frankfurt und Weinheim 2003

Auf den ersten Blick weniger präventiv, was die großen theologischen Fragen betrifft, gibt sich Christoph Hein mit seinem Jugendbuch, eher einem Kinderbuch – auch was die Aufmachung betrifft. Er behandelt das Thema „Tod“ gewissermaßen pragmatischer, denn alles dreht sich um die Frage: Wie kann das Leben weitergehen, nachdem „Mama gegangen ist“. Es ist nicht so, als gäbe es keine Trauer und kein Entsetzen nach dem plötzlichen Tod der Frau des Bildhauers Utz und der Mutter seiner drei Kinder Karl (genannt Karel), Paul und Ulla, aber der Wille zum Überleben ist stärker als die Trauer und die Überlebenden sind davon überzeugt, daß es ganz im Sinne der Verstorbenen ist, wenn sie das Leben meistern – auch ohne sie. Das beweist zunächst der Vater, indem seinen Kindern die Mutter nach Kräften zu ersetzen sucht. Zugleich arbeitet er fieberhaft an einer Pietà, die ein Bischof bei ihm in Auftrag gegeben hat. Diese Statue nimmt immer mehr die Züge seiner verstorbenen Frau an, so daß der Bischof nach der Fertigstellung bewundernd sagen kann:

„Ich habe eure Mama nicht mehr kennen lernen können. Aber wenn die Pietà etwas von ihr hat, muß sie eine wunderbare Frau gewesen sein. Ich werde an sie denken, wann immer ich meine Pietà sehe, und das wird sehr oft sein. Ich werde an sie denken und an euch. Und ich werde für sie beten, für eure Mama und für meine.“ (S. 138)

Diese Sätze geben in gewisser Weise den Haupttenor des Buches wieder: Die Erinnerung ist der Widerspruch gegen den Tod und seine Endgültigkeit. So spielen nicht nur die Hinterlassenschaft und das Zimmer der Verstorbenen, ihre Filme, die sie als Dokumentarfilmemacherin geschaffen hat, sondern auch ihr Grab im Leben und in den Gesprächen der Familie eine große Rolle:

Alle vier gingen oft zum Grab, gemeinsam oder auch jeder allein. ... Wohin sie auch immer gingen und was oder wen sei auch immer besuchten, sie kamen stets an Mamas Grab vorbei.

„Ich bin gern hier“, sagte Ulla, „ist das nicht merkwürdig? Denn Mama ist doch gar nicht hier, oder?“

„So ist es“, sagte Karl, „das Grab ist nur ein Symbol.“

„Das verstehe ich nicht. Was für ein Symbol?“

„Im Grab, da ist nur der Leichnam. Das ist nicht Mama“, erklärte Papa, „du hast ganz recht, Ulla. Das Grab ist ein Zeichen. Und es ist auch nicht für sie. Mama braucht gar nichts mehr, jedenfalls nichts, was wir ihr hier auf Erden geben könnten. Das Grab ist für uns, für dich und Karel und Paul und mich und für alle Freunde. Wir brauchen einen Ort für unsere Trauer, nur dafür haben wir das Grab. ... Weil wir hier das Gefühl haben, ihr nahe zu sein. Das stimmt zwar gar nicht und ist nicht logisch, wie dir dein Bruder sicher beweisen kann, denn Mama ist uns überall gleich nahe und gleich fern. Aber für uns ist es gut, einen solchen Ort zu haben. Ich bin sehr gern hier. Wenn ich vor der Arbeit hierher gehe, dann kann ich den

ganzen Tag besser arbeiten. Dann spüre ich genau, was der Stein, an dem ich arbeite, von mir will, wie er gewachsen ist und wo ich das Eisen ansetzen muß.“ (S. 51-52)

Auch bei einem Besuch des Bischofs, der die entstehende Pietà anzuschauen möchte, kommt es zu einem Gespräch über den Tod.

Der Bischof saß im Wohnzimmer und sprach mit den Kindern über ihre Mama: „Es ist etwas Schreckliches, so früh seine Mutter zu verlieren. Es ist unbegreiflich. Ich war zweiundzwanzig, als meine Mutter starb. Ich habe keinen Menschen so sehr geliebt wie sie. Ich war verzweifelt, und mein Glaube hat mir damals wenig geholfen. Die ganze Welt war für mich auf einmal wie verdorrt. Und es hat lange gedauert, bis ich gelernt habe, ohne sie weiterzuleben. ...“

„Wissen Sie, wo sie sind, Ihre Mama und unsere Mama“, fragte Ulla, „im Paradies?“

„Ja, das glaube ich“, sagte der Bischof.

„Wenn es ein Paradies gibt“, sagte Paul, „dann muß unsere Mutter dort sein. Wenn überhaupt ein Mensch ins Paradies kommt, dann Mama.“

„Eure Mutter und meine“, sagte der Bischof, „einverstanden?“ (S. 68-69)

Bei einem Besuch am Grab am ersten Novembersonntag, von dem im letzten Kapitel erzählt wird, ist die Trauer um die Verstorbene weiter gegenwärtig. Aber Ulla findet mit einem Hinweis auf die Pietà, das Werk ihres Vaters, ein tröstendes Wort:

„Mach`s gut, Mama“, sagte Ulla und winkte dem Grab zu, „wir haben eine schöne Pietà für dich gemacht. Nun wirst du noch in tausend Jahren den Menschen zulächeln.“ (S. 143)

Diese „traurigschöne Geschichte voller Trost und Heiterkeit“ (so der Klappentext) konfrontiert den Leser weniger hart mit der Realität des Todes als die Erzählung von Jutta Richter, sie weicht ihr aber auch nicht aus. Vor allem aber versucht sie Wege zu zeigen, wie die Hinterbliebenen miteinander weiter leben können, getragen von der gemeinsamen lebendigen Erinnerung an die Verstorbene, die weiterhin zu ihnen gehört und mit ihnen in gewandelter Form – lebt. Das Grab und die Pietà machen die Erinnerung sinnfällig.

Diese Erinnerungskultur ist in unserer heutigen Gesellschaft bedroht. Die Zahl der anonymen – namenlosen! – Bestattungen steigt ständig. Das Buch von Hein ist auch ein Protest gegen diesen Verfall. Es ist sicher auch eine Aufgabe des Religionsunterrichts, den Schülern diese Zusammenhänge zu verdeutlichen.

Empfehlend hinweisen möchte ich auf zwei (Jugend-) Bücher, in denen es ebenfalls einerseits um die Gottesfrage und andererseits um das Thema „Tod“ geht:

1. Johann Hinrich Clausen: „Moritz und der liebe Gott“; München 2004.
2. Eric-Emmanuel Schmitt: „Oskar und die Dame in Rosa“; Frankfurt 2005.